

Ernst Strouhal

## **„Herkunft Zukunft“**

### **Kleine Rede zu 35 Jahre Institut für jüdische Geschichte Österreichs**

28. Juni 2023, Rathaus St. Pölten

Ein bekannter kategorischer Imperativ, den man nicht im philosophischen Seminar lernt, sondern den das Leben lehrt, besagt, dass man Feste feiern soll, wie sie fallen. Heute ist so ein Fall – 35 Jahre Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

Ein 35. Geburtstag ist nicht ein 50. oder 100. Geburtstag – das sehen Sie an mir: Zu einem 50-er oder gar einem 100-er hätte ich mir schon eine Krawatte umgebunden. Und so werden Sie nicht eine Festrede, sondern nur eine „Kleine Rede“ hören. Die Zeit ist fortgeschritten, Tanzmusik und Buffet warten ja auf Einsatz und Eröffnung.

Vorweg wurde ich ermahnt, nachdrücklich ermahnt, die Zeit zu nutzen zur ernsthaften und kritischen Reflexion und auf keinen Fall ein Loblied auf das Institut anzustimmen. Tut mir leid, liebe Frau Hödl, liebe Frau Keil, ich werde mich bemühen, aber ganz kann ich Ihnen das nicht versprechen. Das ist ja aber auch nicht meine Schuld! Sondern das liegt an Ihrem Institut, an seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und an den Leistungen, die sie erbrachten und erbringen. Ein Kleiner Lobgesang wird sein müssen.

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um an zwei Menschen zu erinnern, die jeweils auf ihre Weise mit dem Thema der heutigen Veranstaltung, mit Österreich und mit Niederösterreich verbunden waren. Und ich will die Gelegenheit nutzen, um zwei Wünsche für die Zukunft zu formulieren.

I

1950 ist Friedl Benedikt nach fast zwölfjähriger, von den Nazis erzwungener Abwesenheit einen kurzen Sommer lang in ihr Heimatland Österreich zurückgekehrt. Sie ist 1916 geboren worden, in Grinzing aufgewachsen und wurde wie ihre ganze Familie 1938 aus Österreich

vertrieben. Sie war die Tochter von Irma und Ernst Benedikt, dem Herausgeber und Chefredakteur der Neuen Freien Presse, und sie war Schriftstellerin.

Unter ihrem Pseudonym Anna Sebastian hat sie drei Romane veröffentlicht, stilistisch irgendwo im Leerraum zwischen James Joyce und Bruno Schulz. An ihrem letzten Buch „The Dreams“ hat sie bis zur Erschöpfung geschrieben und ist früh, 1953, in Paris gestorben. Nur ein Roman wurde bislang auf Deutsch übersetzt. In Friedl Benedikts Nachlass findet sich die Reportage „Diary of a Journey Home“, eine literarische Reportage über ihre kurze Heimkehr nach Österreich im Jahr 1950.

Sie hat Furcht gehabt vor der Wiederbegegnung mit den Menschen und dem Land, das sie als 22-Jährige verlassen musste und das sie als 34-jährige Frau erstmals wieder sieht und wiederhört. Sie hat sich dem Land vorsichtig und langsam genähert – über die vertrauten, geliebten Orte ihrer Kindheit.

Einer dieser Lieblingsorte war der Semmering, wo sie die Sommer mit ihren Schwestern verbrachte, die Schneeberggegend, wo sie mit ihren Freunden in Hütten übernachtete, und sie machte auf dem Weg von Salzburg nach Wien Station in Lunz am See. Am 13. August 1950 schreibt sie in ihr Tagebuch:

„Der See ist klein und sehr tief und liegt zwischen den Bergen, als wäre er ihr Traum. Er ist sehr dunkel, fast schwarz, und spiegelt die Berge. Wenn man darauf rudert, scheint das Boot eine gefährvolle Fahrt zwischen Fichten und Bergkämmen zu machen, die hier bis in unbekannte Tiefen reichen. Die Sonne geht früh hinter den Bergen unter, und während ich durch die Wiesen heimwandere, beginnen die Blumen mich anzustrahlen, Sonnen meiner Kindheit. Es sind kleine, weiße und gelbe Blumen, deren Namen ich nie wusste, die mich aber als Kind mit Entzücken erfüllten. Die Wiesen sind noch nicht gemäht, und das Gras reicht mir bis an die Taille. Im goldenen Licht dieser Stunde schimmern und glänzen alle Dinge, und die Stimmen sind weit weg, als kämen sie hinter den Bergen hervor. Die Luft ist mild, und die Kuhglocken sind ein ewiges Tönen, das über die Himmel segelt wie die großen weißen Wolken. Es gibt hier keine festen Straßen und Wege, nur weichen Boden, und es ist, als würden deine Füße liebkost von der schweren, schwarzen, duftenden Erde.

Wir reisen morgen nach Wien ab. Ich bin froh, dass ... ich noch glauben kann, der bittere und wilde Schmerz, der mich zu erwürgen scheint, sodass ich alleine dahingehe, tränenlos schluchzend, sei bloß eine natürliche Reaktion auf die Schönheit der Umgebung.“

Der Schmerz Friedls ist natürlich nicht bloß eine Reaktion auf die Schönheit der Umgebung, er ist die Empfindung des Verlustes, die Reaktion auf das Leid der Vertreibung. Die Rückreise ist schwer. Sie wurde aus dem Land vertrieben und hat ihr ganzes Erwachsenwerden in einem anderen verbringen müssen. Ein Coming of Age unter schwierigsten Bedingungen: in fremden Sprachen, in fremden Milieus, in fremden Städten.

Der weiche Dialekt, den sie über zwölf Jahre nicht mehr gehört hatte, ist ihr vertraut, auch die Menschen und ihre Blicke sind es – aber das Vertraute kehrt auch in furchtbarer Weise wieder. Die wiederentdeckte Weichheit des Dialekts, die Schönheit der Landschaft ist mit der Erinnerung an den Schrecken des Holocaust verbunden.

Sie durfte in Österreich keine Zukunft haben aufgrund ihrer Herkunft. Friedl stammte aus einer großbürgerlichen jüdischen Familie. Der Haushalt in der Himmelstraße war weitgehend säkular, es gab keinen Chanukkaleuchter, die Synagoge wurde selten besucht. Aber die Eltern, die Großeltern und die Schwestern, sie waren alle Österreichische Patrioten. Die Verehrung der Kunst war in der Generation ihrer Eltern wie bei vielen anderen Juden in Wien wichtiger als Religion geworden, Kultur an ihre Stelle getreten, und Friedl war Künstlerin. „Soll mein Leben je erfolgreich sein, sollte ich je erreichen, was ich erreichen möchte,“ schreibt sie an ihren Freund und Lehrer Elias Canetti, „möchte ich Künstlerin sein bis in die Fingerspitzen, eine ernsthafte, ehrliche und gute Schriftstellerin sein und den Menschen durch meine Arbeit Freude und Einsicht zu vermitteln.“

Das ist ihr trotz ihres frühen Todes gelungen, nach Österreich eingeladen hat sie allerdings, und das war und ist ein Skandal, niemand nach dem Zweiten Weltkrieg.

Über ihre Herkunft gefragt, so hätte sie – wie auch ich über lange Zeit – wohl achselzuckend geantwortet: Meine Herkunft? Das ist die Zukunft. Herkunft kümmert mich wenig, sie

bedeutet nichts, was zählt ist die Zukunft. Die Kinder der Aufklärung blicken nicht zurück. Das beste Buch? Das ist immer das nächste.

Aber ganz so einfach ist die Sache mit der Herkunft nicht. Friedls Vater hat sich, je älter er wurde, zusehends „entsäkularisiert“ (wenn man das so sagen kann), er hat Themen aus der jüdischen Mythologie bearbeitet und hat – leider ohne Honorar – vermehrt für jüdische Zeitschriften in Schweden und in den USA geschrieben.

Auch die nächste Generation, die Nichte und die Neffen, die Friedl nie kennengelernt hat, haben sich, wiewohl areligiös erzogen, jeweils auf ihre Art mit jüdischer Religion und Kultur und ihrer Herkunft beschäftigt. Offenbar ist es eine Illusion, bei der Fahrt in die Zukunft gar nicht in den Rückspiegel zu blicken. Und vielleicht ist eine solche Fahrweise auch gefährlich. Für sich und für andere.

Der deutsche Philosoph Odo Marquard hat einmal in einem berühmten Aufsatz die Formel geprägt „Zukunft braucht Herkunft“, das heißt das Planen der eigenen Zukunft erfordert, ob man will oder nicht, die Bestimmung der eigenen Ausgangsposition in der Geschichte und im Leben, man muss sich vergewissern, wo man herkommt.

Allerdings, würde ich ergänzen, dieses Nachdenken über die eigene Vergangenheit muss auf die Zukunft gerichtet sein, darf Kritik an der Herkunft nicht aussparen. Also braucht nicht nur Zukunft Herkunft, sondern Herkunft braucht auch Zukunft – der Blick zurück braucht ein prospektives auf die Zukunft gerichtetes Denken. Ansonsten läuft man Gefahr, die eigene Vergangenheit zu konstruieren und einer nicht ungefährlichen Illusion aufzusitzen.

II

Friedls Form dieses prospektiven Nachdenkens war in ihrem Tagebuch über ihre Rückkehr nach Österreich das Erzählen in höchster Offenheit und Ehrlichkeit. Das Erzählen ist bei ihr, könnte man sagen, „wie einen Spiegel stricken“.

Der Satz ist leider nicht von mir, ich habe, gestehe ich, die Anführungszeichen überlesen. „Erzählen ist wie einen Spiegel stricken“, ist einer der wunderbaren Aphorismen von Paul Koppel, Ihnen vielleicht besser bekannt als Elazar Benyoëtz.

Er ist die zweite Person, an die ich Sie heute erinnern will. Benyoëtz wurde 1937 in Wiener Neustadt geboren und wurde wie Friedl 1939 aus Österreich vertrieben. In Israel entwickelte er sich zu einem bedeutenden Aphoristiker der Gegenwart. Gäbe es eine Weltmeisterschaft im geistigen Ein-Meter-Lauf, Elazar Benyoëtz wäre ein Anwärter auf die Goldmedaille.

Ein paar weitere Beispiele für seine Kunst der großartigen kleinen Sätze aus seinem letzten Buch? Da heißt es über die eigene Arbeit:

„Am wenigsten Spiel ist das Wortspiel. Wo fände sich sonst der Ernst des Lebens?“

Oder an anderer Stelle ein wenig launig:

„Warum sollte ein Gedanke ausgeführt werden, er ist doch kein Hund.“

Oder (kein schlechter Leitsatz für Agnostiker, die an ihrem Nichtglauben zweifeln):

„Sündhaft schön kann auch der Glaube sein.“

Bei Benyoëtz blitzt Intelligenz auf, Funken schlagen, Gedanken beleuchten wie Lichtblitze ein Geschehen.

So verschieden Friedl Benedikt, die Erzählerin, und Elazar Benyoëtz, der Aphoristiker, sind, so haben beide eines gemeinsam. Beide glauben sie an die Gleichwertigkeit der Menschen und sie glauben daran, dass es für die Zukunft von größter Bedeutung ist, dass die Menschen das Bedürfnis entwickeln, sich als gleichwertig zu erachten.

Beide sind „isothymisch“, wie der Fachausdruck lautet, den Francis Fukujama vor ein paar Jahren in seiner Studie über Identität geprägt hat. Das Buch wurde nach der Wahl von Donald

Trump geschrieben. Der amerikanische Politologe unterscheidet zwischen isothymischen Gemeinschaften, die nach *Gleichwertigkeit* aller streben, und „megalothymischen Gemeinschaften“, in denen das Bedürfnis nach *Überlegenheit* im Vordergrund des Denkens und Empfindens steht. Fukujama sieht die „megalothymischen Gemeinschaften“ heute im Vormarsch, ihre Hegemonie bedroht weltweit die klassischen liberalen, egalitären Demokratien, sie stellen die Würde anderer in Frage und höhlen damit die Grundlage von Demokratie in unserem Verständnis aus.

Benedikt und Benyoëtz glauben, dass es keine Demokratie geben kann, in der die Würde der Menschen in Frage gestellt wird, sie glauben an die Verschiedenheit innerhalb der Gleichwertigkeit der Menschen und feiern sie in ihrer Kunst, und sie glauben, dass die Verschiedenheit der Menschen den Reichtum einer Gesellschaft ausmacht, dass wir uns zwar alle voneinander unterscheiden, dass wir uns aber auch – und das ist vielleicht viel erstaunlicher – unglaublich ähnlich sind. In unserem Denken, in unserem Empfinden und in unseren Körpern.

Wir sind uns so ähnlich, dass der Begriff Rasse, auf den Menschen angewandt, völlig sinnlos ist.

### III

Diesen isothymischen Werten ist in besonderer Weise das Institut für jüdische Geschichte Österreichs verpflichtet. Die Studien des Instituts bilden die Grundlagen für die erwähnte prospektive Form eines Nachdenkens über Herkunft, sie ergänzen, wo es weiße Flecken auf der Landkarte der Geschichte des Judentums in Österreich gibt, schwer zugängliche Quellen werden editiert, es wird auch Einspruch eingelegt, wo dies notwendig ist, und es werden Beiträge zur Gedenkkultur auf unterschiedlichsten Ebenen geleistet.

Ich habe versucht, wenigstens die größeren Projekte, die in den letzten 35 Jahren entstanden sind zu zählen, habe aber dann bei einer mittleren zweistelligen Zahl aufgegeben. Lassen Sie mich wenigstens zwei, drei ganz unterschiedliche Vorhaben erwähnen, die ich für maßgeblich und vorbildhaft halte (ohne andere durch Nichterwähnung kränken zu wollen).

Da ist das virtuelle Memorbuch für die jüdische Gemeinde St. Pölten. Die Gemeinde wurde vernichtet, aber nicht die Erinnerung. Das Memorbuch ist ein Mnemosyneatlas, und er wird ständig mit Fotos, Dokumenten und Namen auf der Website ergänzt und aktualisiert. Da sind kritische Forschungen zur Rolle der jüdischen Geschäftsfrauen im Mittelalter, die ein völlig neues Bild der Jüdinnen, nämlich das der selbstbewussten, aktiven und selbständigen Frauen, in dieser Zeit zeichnen. Und da sind die ständigen intensiven Kontakte mit den Nachkommen der vertriebenen jüdischen Familien, das ist nicht spektakulär, aber bedeutsam – eine Bringschuld Österreichs, die hier vom Institut mit unendlich viel Arbeit eingelöst wird. Dafür danke ich Ihnen und allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Instituts.

Diese Arbeit ist nicht unpolitisch. Die wissenschaftliche Forschung und ihre Vermittlung bilden ein Fundament, um im notwendigen Umweg über die Geschichte die Gegenwart als ein Mosaik zu erkennen. Ein Mosaik ergibt ein Bild, ein Ganzes. Geht man auf das Bild zu und betrachtet man es genauer, erkennt man rasch, dass es aus den unterschiedlichsten Steinen besteht. Sie unterscheiden sich in Form und Farbe, sie sind aber alle gleichwertig.

Ein Stein in diesem Mosaik, den man herausschlagen und in den Boden stampfen wollte, ist das jüdische Österreich. Es ist auch dem Institut zu verdanken, dass dies nicht gelungen ist.

Die Fugenmasse, die alles zusammenhält, ist, wenn wir das Bild vom Mosaik weiterführen wollen, die Fugenmasse ist die Österreichische Verfassung – und nichts sonst.

#### IV

Mosaik sind isothymische Bauwerke, sie fördern das Bedürfnis nach Gleichwertigkeit. Diese Arbeit an einer Gemeinschaft, die statt Überlegenheit das Bedürfnis nach Gleichwertigkeit entwickelt, scheint heute wichtiger denn je. Aktueller denn je auch in Österreich, auch in diesem Jahr.

Vor kaum drei Wochen, am 8. Juni, am Fronleichnamstag konnte man auf einer Facebookseite folgenden Text dazu lesen: „Unsere Feiertage sind Ausdruck unseres Werteverständnisses.“

Daneben das Bild einer Monstranz. Das digitale Plakat stammt nicht von irgendeiner obskuranten Sekte, die das Wesen des Christentums missverstanden hat, sondern es ist vom Niederösterreichischen Landeshauptfrau-Stellvertreter unterzeichnet, es stammt also von einem der obersten Staatsorgane.

Zu seiner Wertegemeinschaft zählen offenbar all jene nicht, die seine Feiertage nicht feiern. Friedl Benedikt und Elazar Benyoëtz gehören nicht dazu, auch viele der hier Versammelten. Gehören wir deshalb verbannt? Aus der Gemeinschaft ausgeschlossen? Von Förderungen, Stipendien, vielleicht aus dem Land?

Zuvor erklärte ein ehemaliger Landesrat und heute Zweiter Präsident eines Landtages einer jungen Österreicherin mit Migrationshintergrund ganz unverblümt, dass die Stadt, in der sie seit Geburt lebt, auch ohne sie dieselbe Stadt wäre, dass sie also ohne sie auskommt, was bedeutet, dass sie nicht hierher gehört, und zwar aufgrund ihrer Herkunft. Abgesehen von der erbärmlichen Herzlosigkeit eines mächtigen Politikers im Gespräch mit dem Mädchen, wird hier Herkunft zu einem gesellschaftlichen Ausschließungsgrund, eine Position, die meines Erachtens hart an der Grenze des strafrechtlich Relevanten ist. Die Membran zum puren Rassismus ist hier dünn.

Am 1. Mai schließlich erklärte der Vorsitzende dieser Partei, dem der LH-Stellvertreter und der Landtagspräsident angehören, in einer Rede: „Machen wir’s dem Orban nach!“ Man kann dem Vorsitzenden Ehrlichkeit ja nicht absprechen. Und wir wissen, was mit „Machen wir’s dem Orban nach!“ gemeint ist: Orbanisierung bedeutet Umbau der liberalen Demokratie zu einer autoritären Herrschaftsform, Einschränkung der Pressefreiheit und Legitimation des Rassismus. Man soll nicht sagen, man habe von all dem nichts gewusst.

Für mich bedeutet dies zweierlei. Zum ersten, dass die wissenschaftlichen Arbeiten des Instituts wichtiger sind denn je, indem sie einen isothymischen Umgang mit Menschen fördern. Und zweitens, dass es mir unerfindlich ist, wie man, ob konservativ oder nicht, mit diesen Leuten zusammenarbeiten und ihre Ansichten durch diese Zusammenarbeit legitimieren, ja nobilitieren kann. – Wenn denn Politik mehr sein soll als reiner Machterhalt.

Ich komme zum Schluss, zu den beiden einleitend angekündigten Wünschen. Sie ergeben sich aus dem bisher Gesagten. Der erste richtet sich an die Politik: Beenden Sie, sehr geehrte Frau Landeshauptfrau, bei nächster Gelegenheit diese Koalition. Sie werden damit in die Österreichische Geschichte eingehen. Als Politikerin, die mutig war und rechtzeitig radikalen, menschenverachtenden Positionen in Österreich eine deutliche Absage erteilt hat.

Mein zweiter Wunsch richtet sich an das Institut für die jüdische Geschichte und seine Mitarbeiter:innen, denen mein aufrichtiger Dank für ihre engagierte Arbeit gilt – Ihre Arbeit und Ihre Ergebnisse sind auch Versprechen: Forschen Sie so intensiv wie bisher, und seien Sie noch entschlossener, noch mutiger dabei. In den ganzen nächsten 35 Jahren. Also zumindest.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.